

Eine neue Epoche

Die interreligiösen Beziehungen sind unter Benedikt XVI. theologischer geworden

Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil haben sich die Beziehungen der katholischen Kirchen zu den anderen Religionen grundlegend verändert. Welchen Stellenwert misst Benedikt XVI. den interreligiösen Beziehungen zu? Und auf welche Einrichtungen des Vatikans kann er für seine Bemühungen zurückgreifen?

Die große Leistung des Zweiten Vatikanischen Konzils für eine christliche Theologie der Religionen besteht in deren ehrfürchtiger Thematisierung. Was in den zurückliegenden Jahrhunderten an Polemik und Verleumdung, an Widerlegungs-, ja Vernichtungsversuchen, dann aber

Felix Körner (geb. 1963), Dr. phil., Dr. theol. habil., ist Jesuit, Direktor des »Istituto di Studi Interdisciplinari su Religioni e Culture« und Dekan der Missionswissenschaftlichen Fakultät der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom. An der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Frankfurt/St. Georgen unterrichtet er Theologie der Religionen sowie »Islam und christlich-muslimische Begegnung«. Zuletzt erschien von ihm: *Kirche im Angesicht des Islam. Theologie des interreligiösen Zeugnisses*, Stuttgart 2008.

entstanden war, rief nach einer Aufarbeitung. Das Konzil konnte „mit Hochachtung“ von Andersgläubigen sprechen (NA 3).

Selbstverständlich ist das nicht. Denn katholische Identität und Lehre, überzeugende Verkündigung, Treue zu Geschichte, verfolgten Mitchristen und Missionsauftrag hätten auch andere Formulierungen nahegelegt. Die Konzilsväter fanden dagegen die Formulierung: „Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in

diesen Religionen wahr und heilig ist.“ Der Satz ist genau gesehen eine Tautologie. Was man als gut und heilig erkannt hat, lehnt man selbstverständlich nicht ab. Man hat damit aber noch nicht gesagt, was dieses Wahre und Heilige ist.

Aus dem Text von „Nostra aetate“ lässt sich eine dreistufige Theologie der Religionen, eine dreiphasige Offenbarungsgeschichte herausarbeiten.

In einer augustinischen Formulierung benennt das Konzil, weswegen und inwiefern allen Religionen – und nicht nur ihren Anhängern – Ehrfurcht gebührt: Die Religionen wollen der Unruhe des menschlichen Herzens entgegenkommen. Dafür bieten sie „Wege“ an, nämlich doktrinaire, ethische und kulturelle. In ihnen lässt sich oft ein Strahl der alle Menschen erleuchtenden Wahrheit (im lateinischen Text großgeschrieben: Veritas) erkennen. Man vermeidet die Kategorie einer natürlichen Offenbarung, sagt aber auch nicht, dass wir es hier mit einem persönlichen geschichtlichen Handeln Gottes zu tun haben. Woher kommt das Gute und Heilige in den Religionen?

Alle Menschen haben, so sagt „Nostra aetate“, eine Wahrheits-erleuchtung; nur wird sie nicht von allen gleich gut genutzt. Was die Menschen jeweils daraus machen, wird der erleuchteten Wahrheit nicht immer im gleichen Maße gerecht.

In einem zweiten Schritt ist speziell von den Muslimen die Rede. Der Konzilstext bezieht sich zwar auf einen Brief *Gregors VII.* an den muslimischen Herrscher an-Nāṣir aus dem Jahre 1067. Aber während damals vom „glauben, bekennen, loben und ehren (credere, confiteri, laudare, venerari)“ des einen Gottes die Rede war, sagt man 1965 nur, die Muslime „beten den einzigen Gott an“ und „dienen (colere)“ ihm. Hier ließ man Vorsicht walten. Die muslimische Haltung gegenüber dem göttlichen Geheimnis wird so nämlich nur als Anerkennen seiner Gottheit, nicht als deren Erkenntnis gekennzeichnet. Die den islamischen Glaubensvollzug beschreibenden Verben umgehen ein Urteil über den Lehrgehalt; und die Entstehung des muslimischen Glaubens wird durch keine offenbarungstheologische Kategorie erklärt. Denn dass die Muslime Gott anbeten, „der zu den Menschen gesprochen hat“, ist keine Stellungnahme zur Prophetie *Muhammads*; von ihm ist im Text gar nicht die Rede.

Dann kommt das Konzil ausführlich auf das jüdische Volk zu sprechen; und hier ist ausdrücklich vom geschichtlichen Handeln Gottes die Rede: nämlich vom Bundesschluss. Von ihm heißt es, dass er bis heute weiterbesteht.

Das Konzil hat auf diese Weise einen vorbildlichen Text verfasst, weil er das katholisch Unterscheidende nirgends verwischt, aber auch niemals aus Unterscheidungssucht in verletzender Weise spricht.

Johannes Paul II. griff diese Haltung auf und wandte sich ehrfürchtvoll, ermutigend, ja mitunter väterlich an die Menschen anderer Religion. Er fand dabei Hochachtung und Sympathie, denn der polnische Papst verkörperte in seiner Person und Lebensgeschichte Versöhnung. Er besuchte als erster die römische Synagoge (1986) und wiederholte dort, was er 1979 im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau gesagt hatte: „Gerade dieses Volk, das von Gott das Gebot empfing: ‚Du sollst nicht töten!‘, hat an sich selbst in besonderem Ausmaß erfahren müssen, was töten bedeutet.“

Und der muslimischen Jugend von Marokko rief er zu: „Ihr jungen Menschen seid, dessen bin ich sicher, dialogfähig. Ihr

wollt nicht von Vorurteilen bestimmt werden. Ihr seid bereit, eine Zivilisation im Zeichen der Liebe aufzubauen. Ihr könnt dafür arbeiten, dass die Barrieren fallen, die der Stolz und noch häufiger die Schwäche und Angst der Menschen errichten. Ihr wollt die anderen ohne Rücksicht auf Nation, Rasse und Religion lieben.“ Eine Reihe mehrheitlich muslimischer Länder hatten am Tag seiner Beerdigung Halbmast geflaggt.

Die Dialoghaltung *Benedikts XVI.* wird vor diesem Hintergrund gelegentlich als Abbruch des Erreichten dargestellt. Angemessener ist es, sein Pontifikat als neue Epoche zu sehen. Er beschreitet die inzwischen gebauten Brücken. Denn was er sucht und fördert, ist niveauvolle Auseinandersetzung, und dafür war die Vorarbeit durch das Konzil und von Johannes Paul II. notwendig.

Interreligiöser Dialog ist keine Spielart des ökumenischen Dialogs. Dieser ist ja von der Hoffnung geleitet, dass durch die Beseitigung von gegenseitigen Missverständnissen alle Christen zum gemeinsamen Zeugnis der einen Kirche zurückfinden. Wer den Herrn anerkennt, den die frühe Kirche in ihrem Leben und in der Herausbildung des biblischen Kanons bekennt, wird sich für die sichtbare Einheit des Gottesvolkes einsetzen. Auch mit Menschen, die eine andere Glaubensgrundlage als die der ersten Kirche haben, ist aber ein Gespräch möglich; nur hat es andere Ziele. Menschen anderer Religion, erklären sich vor diesem Hintergrund nicht selten bereit zu einem gemeinsamen Projekt der Religionen. Muslimische Stimmen sind hier richtungsweisend. Zusammen will man einer Welt, die sich mehr und mehr auf sich selbst bezieht, das Gotteszeugnis anbieten. In seiner Kritik an den verschiedenen Ausprägungen des Säkularismus findet der Papst daher begeisterte Zustimmung bei islamischen Bewegungen, deren große Sorge die Verweltlichung ist.

Drei Ziele des Dialogs

Benedikt XVI. produziert nicht so viele Lehrschreiben und Ansprachen wie sein Vorgänger. Aber gerade deshalb ist er ein Papst des Wortes. Sein theologischer Tiefgang und eine eindrucksvolle Formulierungsgabe lassen ihn auf die Sprache vertrauen; allerdings nicht auf den spontanen Effekt. Seine Äußerungen verdienen deshalb eine gründliche theologische Analyse.

Wer Entscheidungen treffen will, die sich auch nach Jahrzehnten noch als tragfähig erweisen, sucht nicht die flotte Floskel. Wo die entscheidenden Lebensfragen auf Talkshow-Niveau abgehandelt werden, können sie ihre Wirkung gar nicht entfalten. Weil Benedikt XVI. auch mit seinen Worten verlässliche Fundamente legen will, kann seine Verkündigung auch als undiplomatisch empfunden werden. Was hält, ist das ehrliche Wort, zu dem sich geduldige Forschung und wache Intuition bündeln. Als akademischer Theologe war der jetzige Papst immer an der Kontroverse interessiert. Eine klare, gelegentlich

auch spitze Formulierung kann hier der Erkenntnis dienen und den weiteren Dialog anregen. Dafür aber muss der Freiraum der Reflexion gewahrt sein, in dem man sich auch Zeit lassen darf für eine gute Antwort.

Bei seiner Reise Ende November auf „vermintem Gebiet“ 2006 in die Türkei war es jene Kombination aus demütiger Gestik und treffenden Worten, die die mehrheitlich islamische Bevölkerung ansprach. In der staatlichen Religionsbehörde hielt Benedikt XVI. auf ausdrückliche Bitte des Leiters – zwei Monate nach der Regensburger Rede – eine geglückte, aber wenig bekannte Rede. Er skizziert die Perspektiven islamisch-christlichen Zusammenwirkens: „Wir sind zur Zusammenarbeit aufgerufen, um so der Gesellschaft zu helfen, sich dem Transzendenten zu öffnen und Gott, dem Allmächtigen, den Platz einzuräumen, der ihm zusteht. Das lässt sich am besten tun in einem authentischen Dialog zwischen Christen und Muslimen, der in der Wahrheit gründet und von der aufrichtigen Sehnsucht gespeist ist, einander besser kennenzulernen in Achtung unserer Unterschiede und Anerkennung unserer Gemeinsamkeiten.“

Dies ist eine Kurzformel seiner interreligiösen Agenda. Benedikt erinnert an die Unterschiede, die zwischen Islam und Christentum stets bestehen werden. Denn in der Frage, ob Christus der einzige Erlöser ist, kann man sich mit Muslimen nicht einigen. Ist theologischer Dialog damit unmöglich? Nein, er hat nur eine andere Funktion als die ökumenische Bewegung.

Theologische Begegnung, oder, wie er sagt, „authentischer Dialog“ mit Andersgläubigen kann drei Ziele haben. Zum einen ist das Gespräch von Menschen verschiedenen Glaubens eine Möglichkeit, die andere religiöse Weltsicht und so auch das Charakteristische des Eigenen besser zu verstehen; interreligiöse Begegnung ist ein theologischer Erkenntnisort. Weiterhin ist ein Dialog mit anderen Religionen immer eine Suche nach gesellschaftsprägenden Weisungen. Wie lassen sich grundlegende ethische Orientierungen gemeinsam, aber auf verschiedener Basis begründen? Wo muss man Verletzungen von Grundrechten benennen und deren Sicherung einklagen? Die wissenschaftliche Auseinandersetzung sieht sich also auch im Dienst glückenden Zusammenlebens.

Die Einrichtungen des Vatikans für den interreligiösen Dialog

Schließlich ist die lebendige Begegnung von Gläubigen ein Raum, in dem echte, nämlich freie Bekehrung geschehen kann. Ein ernstes Gespräch im Rahmen der wissenschaftlichen Ehrlichkeit muss existenzielle Berührtheit nicht einklammern. Die Begegnung in Glaubensfragen ist nicht dann sachlich, wenn man die Lebensbindung, die im Bekenntnis liegt, herauslässt. Sachgemäß ist es vielmehr, den eigenen Glauben anderen so zu zeigen, dass auch ihnen aufgehen kann, wie heil-

sam er ist. Das darf nicht manipulativ, betulich oder subkutan geschehen, sondern braucht die überprüfbare Freiheit, in der allein Erkenntnis geschehen kann.

Unterstützt wird der Papst mit seinen Bemühungen von einer Reihe von vatikanischen Einrichtungen. Als „Sekretariat für die Nichtchristen“ eingerichtet, gab Johannes Paul II. der wichtigsten 1988 seinen heutigen Namen und Status: Päpstlicher Rat für den Interreligiösen Dialog. Seit Sep-

tember 2007 leitet ihn der französische Kardinal *Jean-Louis Tauran*. Er wird als erfahrener Diplomat mit geistlicher Ausstrahlung geschätzt.

Beides ist für interreligiöse Verständigung wertvoll. Ihm zur Seite steht der italienische Erzbischof *Pier Luigi Celata*, der als Nuntius in Ankara (1995 bis 1999) die Lebenswirklichkeit von Christen in einem mehrheitlich islamischen Land ebenso kennenlernen konnte wie Dialoginitiativen türkischer Muslime.

Im Rat arbeiten Ressortleiter für verschiedene Religionen. Der Leiter des „Islam Desk“ ist *Khaled Akasheh*, aus einem alten christlichen Stamm Jordaniens. Der Nigerianer *Chidi Denis Isizoh* arbeitet speziell in der Vernetzung mit afrikanisch-traditioneller Religion. *Andrew Thanya-anan Vissanu* aus Thailand leitet das Ressort der asiatischen Religionen. Die Beziehungen zum Judentum koordiniert der Einheitsrat unter Erzbischof *Kurt Koch* mit einem eigenen Ressortleiter, dem deutschen Salesianerpater *Norbert Hofmann*.

Dem Dialograt fiel ausgerechnet in einer Umstrukturierungsphase im Herbst 2006 eine schwierige Aufgabe zu. Benedikt XVI. hatte am 12. September 2006 seine Regensburger Vorlesung gehalten. Er wollte darin die Rationalität des christlichen Glaubens herausstellen. Als Aufhänger hatte er einen spätbyzantinischen Text von hoher theologischer Qualität gewählt, in dem der intellektuelle Kaiser *Manuel II. Palaiologos* die denkerische Attraktivität des Christentums zeigt. Der Kaiser legt seinen Glauben einem Muslim dar und bezieht sich dabei polemisch auf den Islam.

Benedikt zitierte eine brüske Formulierung. Sein Argumentationsziel war die einzigartige Vernünftigkeit des Christentums. Das Zitat besagte aber, das durch Muhammad gebrachte Neue sei lediglich Religionsverbreitung durch Gewalt. Das ist eine harte Provokation. Muslime können sich davon an mehreren Stellen getroffen fühlen.

So zitiert erstens ein christliches Oberhaupt etwas Negatives über Muhammad: Da Muslime – in Einklang mit dem Koran – jedoch von sich glauben, Christus und den christlichen Glauben anzuerkennen, ist es ihnen unverständlich, wie Christen nicht umgekehrt Muhammad und den Islam anerkennen können. Ein gläubiger Muslim würde Jesus, der als Prophet hohes islamisches Ansehen genießt, nicht abwertend titulieren. Er würde damit seinen eigenen Glauben verunglimpfen. Umso unverständlicher ist es, dass ein religiöses Oberhaupt in einem kritischen Zitat ihren Propheten befragt.

Zweitens wird Muhammad hier wie ein eigenmächtiger Religionsstifter behandelt, während er für Muslime der Überbringer des Gotteswortes ist. Er trat auch drittens nicht mit dem Anspruch auf, etwas Neues zu bringen, sondern um den Originalmonotheismus Abrahams wiederherzustellen. Der Koran selbst und die islamische Theologie sehen sich viertens als Appell an das menschliche Denken. Den Islam als prinzipiell irrationaler darzustellen als das Christentum mit seiner Eigen-

logik ist für Muslime verwunderlich. Und schließlich ist im kollektiven Gedächtnis des Islam der Westen als christlich und als gewalttätiger Angreifer präsent, während man die ei-

gene Ausbreitungs- und Vorherrschaftsgeschichte nicht als gewalttätig erinnert.

Man hätte also mit einem Aufschrei rechnen können. Dennoch war man kirchlicherseits überrascht ob der heftigen, verbal bis physisch gewaltsamen Reaktionen. Benedikts Ursprungsgedanke, die Rationalität des Glaubens wieder in die Diskussion zu bringen, schien vorerst vereitelt.

Aber es gab auch weiterführende Echos auf die Regensburger Rede. 38 Muslime in Forschungs- und Leitungspositionen unterzeichnen im Oktober 2006 einen offenen Brief an Benedikt XVI. Die Autoren betonen die Zentralität der Ratio im Islam und appellieren an die im Zweiten Vatikanum zum Ausdruck gekommene „Hochachtung“. Eine solche Antwort hätte durchaus als konstruktive Reaktion aufgegriffen werden können, erhielt aber bedauerlicherweise keine Erwiderung. Zu erklären ist dies mit der damals gerade auf Hochtouren laufenden Umgestaltung des Dialogrates.

Als im Jahr darauf ein längerer, und diesmal nicht von 38, sondern 138 Muslimen unterzeichneter Brief an alle christlichen Oberhäupter versandt wurde (vgl. HK, August 2008, 403 ff.), gab es denn auch eine päpstliche Antwort. In ihr zeigt sich Benedikts interreligiöse Intuition deutlich. Der Papst lud in seinem Schreiben vom 19. November 2007 eine islamische Delegation nach Rom ein, die dort die Möglichkeit haben sollte, über mehrere Tage mit einer christlichen Experten-

gruppe zu diskutieren. Es zeigt sich die Akzentsetzung des Papstes: Zeit und Raum für wissenschaftliche Begegnung. Als Ansprechpartner erwähnt er zwei römische Einrichtungen. Es ist nicht der Dialograt, der als administrative Einrichtung selbst keine einschlägige theologische und religionskundliche Kompetenz beansprucht; es sind vielmehr die auf Islamstudien spezialisierte Hochschule PISAI („Päpstliches Institut für Arabistik und Islamwissenschaft“) und die Gregoriana.

Das PISAI wurde auf Initiative der Weißen Väter 1926 in Tunis gegründet und zog 30 Jahre später nach Rom. Durch Forschung, Publikation, Dokumentation, Repräsentation, mit einer wohlsortierten Fachbibliothek sowie vor allem durch die Ausbildung zahlreicher junger Menschen für einen qualifizierten Dialog mit Muslimen genießt es einen einzigartigen

Zeit und Raum für wissenschaftliche Begegnung sind Benedikt XVI. wichtig

Ruf; die Forscher sind auf islamische Autoren arabischer Sprache konzentriert. Der Heilige Stuhl engagiert sich inzwischen auch finanziell im Institut. Das PISAI könnte mit einer breiten Personaldecke in Zusammenarbeit mit mehreren Orden eine Art islambezogener *think tank* der katholischen Kirche werden.

Die andere von Benedikt XVI. in seiner Antwort erwähnte römische Einrichtung ist die älteste Päpstliche Universität. 1551 vom Ordensgründer Ignatius ins Leben gerufen, vertrauen die Päpste der Einrichtung bald die akademische Priesterausbildung an. Aus dem Collegio Romano wird so die „Universität der Nationen“: die Gregoriana. Hier haben seit Generationen Jesuiten Theologie in der Begegnung mit anderen Wissenschaften getrieben und eine theologisch reflektierte Auseinandersetzung mit nichtchristlichen Religionen und Kulturen unternommen.

Inzwischen gibt es an der Missionswissenschaftlichen Fakultät der Gregoriana einen eigenen Lizenzkurs „Theologie der Religionen“; ein Institut für interdisziplinäre Religions- und Kulturwissenschaften der Gregoriana (ISIRC) bietet Christen und Nichtchristen den Raum, zusammen zu studieren. Hier werden Menschen auf die Begegnung der Religionen vorbereitet und dabei sowohl in ihrer Kenntnis des andern und ihrer Dialogkompetenz als auch in ihrer theologischen Urteilsbildung gefördert.

Gespräche mit Muslimen und Juden

Der Brief der 138 („A Common Word“) hatte ein islamisches Zentralmotiv entwickelt: die grundsätzliche Inhaltsgleichheit von Christentum und Islam im Doppelgebot von Gottes- und Nächstenliebe. Möglicherweise griff man damit bewusst den Hauptgedanken der ersten Enzyklika Benedikts XVI. auf: „Deus Caritas est“ vom 25. Dezember 2005. Auch der im „Common Word“ ausgedrückte Wunsch, gemeinsam dem Säkularismus zu begegnen, konnte beim Papst mit Zustimmung rechnen.

Die These, dass Islam und Christentum auf demselben Grundgebot beruhen, verlangt jedoch Präzisierung. Zwar kann die Kirche mit anderen Gemeinschaften zusammen einer Gesellschaft bestimmte Werte-Impulse geben. Eine solche gesellschaftliche Anregung sollte sich aber auf der Ebene von Gerechtigkeit und Solidarität abspielen, um die Wirklichkeit der Liebe nicht justiziabel und damit äußerlich werden zu lassen. Weiterhin sind der Liebesbegriff in Islam und Christentum nicht identisch.

Christlicherseits ist Liebe die Kernwirklichkeit, sie ist das erfüllte Verhältnis von Gott und Mensch zueinander wie unter Menschen, beschreibbar als: durch Christus ermöglichte Teilnahme am wandelnden Leben Gottes. In den islamischen Grundtexten hingegen ist die Liebe kein Zentralbegriff, sie ist aber in der Mystik, im Sufismus, breit benannt und lässt sich als fürsorgliche Barmherzigkeit, Anerkennung und Einheitsseh-

nung bestimmen. Wie konnte man nun katholischerseits mit der groß angelegten islamischen Dialoginitiative umgehen?

In fast allen Ortskirchen bestehen lebendige Beziehungen zu Menschen anderer Religion, von der Alltagsbegegnung bis zum wissenschaftlichen Austausch; der Päpstliche Dialograt hat bereits mit verschiedenen islamischen Gruppierungen regelmäßige Treffen. All dies durfte durch eine Aufnahme des Common Word-Impulses nicht ersetzt werden. Dennoch ist die Initiative der 138 wegen ihrer Vorgeschichte und internationalen, gruppenübergreifenden Anlage neuartig und besonders vielversprechend.

Der Dialograt beschloss daher, einen Dialog-Prozess ins Leben zu rufen. Er nennt sich „Katholisch–muslimisches Forum“. Sein erstes Seminar fand noch im Jahr 2008 in Rom statt (vgl. HK, Dezember 2008, 605 ff.). Die katholische Seite hatte sich gewünscht, die Fachdiskussion nicht auf den Liebesbegriff zu beschränken. Man schlug vor, das Gespräch auf die Menschenrechte hin zu konkretisieren. Das erwies sich als folgenreich. Denn die Schlusserklärung vom 6. November 2008, die theologisch fundiert, gemeinsam ausgehandelt und breit veröffentlicht ist, gesteht religiösen Minderheiten das Recht auf öffentliche Religionsausübung zu und respektiert freie Entscheidungen in Gewissens- und Religionsangelegenheiten (Nr. 5).

Bei seiner Begegnung mit jüdischen, islamischen, Hindu- und Sikh-Vertretern in London am 17. September 2010 beschrieb der Papst das Interreligiöse als zweifache Bewegung: „side by side“ und „face to face“. Wir haben einer Menschheit, die das Abenteuer der Sinnfrage zu vergessen droht, miteinander Zeugnis abzulegen; aber im Teilen unserer Reichtümer auch voreinander.

Bereits Anfang dieses Jahres war es Benedikt gelungen, sein Dialogprojekt bewegend zusammenzufassen. Bei seinem Besuch der römischen Synagoge am 17. Januar 2010 legte er ein vierfaches Bekenntnis ab (vgl. dieses Heft, 25 ff.): Zum einen ein Bekenntnis zur eigenen Schuldgeschichte; er bat dafür um Verzeihung (§ 2). Dann bekannte er sich zur Gemeinsamkeit des geistlichen Erbes und des Betens „zum selben Herrn“ (§ 9). Drittens aber äußerte er, dass man sich „oft gegenseitig viel zu wenig“ kenne (§ 9) und christlicherseits die Achtung der jüdischen Schriftauslegung fördern müsse (§ 5); man müsse „vom Bruder“ (§ 3) lernen. Schließlich ließ er aus dieser Bruderschaft ein gemeinsames Werte-Bekenntnis „zur Vorbereitung oder Verwirklichung des Reiches des Höchsten“ werden, das die gesamte Menschheit mitsprechen kann (§ 5): „Es liegt also an uns, als Antwort auf den Ruf Gottes dafür zu arbeiten, dass der Raum des Dialogs, des gegenseitigen Respekts, des Wachsens in der Freundschaft, des gemeinsamen Zeugnisses immer offen bleibt angesichts der Herausforderungen unserer Zeit, die uns auffordern, für das Wohl der Menschheit zusammenzuarbeiten“ (§ 9).

Der Papst zeigte feinfühlig, wie in der jüdischen Gebetstradition selbst angelegt ist, was Christen sind, tun und erhoffen, indem er Psalm 117 las: „Halelu ät-Adonai kol-gojim“ – Preist den Herrn alle Völker.

Felix Körner